



„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004

1. Preis: Ariel Hauptmeier

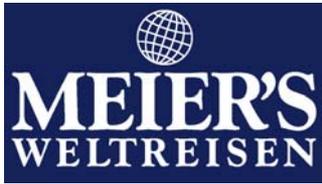
- Jahrgang 1969
- Studium der Deutschen Literatur, Philosophie und Geschichte in Freiburg, Paris, Granada und Berlin
- 1997 Henri-Nannen-Schule in Hamburg
- fünf Jahre freier Journalist; Reportagen vor allem für SZ-Magazin, die Zeit und das Greenpeace-Magazin
- 2002 gewann Hauptmeier zusammen mit dem Berliner Fotografen Heinrich Völkel das Gabriel Grüner-Stipendium, das den beiden erlaubte, wiederholt nach Marokko und Südspanien zu reisen. Seither verfolgen sie das Schicksal von sechs jungen Schwarzen. Für eine der Reportagen, die aus diesem Langzeitprojekt hervorgingen, gewann er im Oktober 2004 den Katholischen Medienpreis.
- heute Redakteur bei Geo

Stehend k.o.

erschienen in Abenteuer & Reisen, Ausgabe 10/2004

Ganz still ist es hier oben. Ganz kalt. Ganz kahl und einsam. Silbriges Mondlicht, schwarze Lava, ein schmaler, grauer Weg. Eben habe ich auf die Uhr geschaut. Es ist kurz nach vier. Wie hoch wir wohl sind? Einer geht vor mir, weit weg. Ich kann seine Hacken sehen, sehe seine neuen Wanderschuhe im Schein meiner Stirnlampe, sehe, dass er nur mit den Ballen auftritt, nicht mit dem ganzen Fuß. Als wolle er den Kilimandscharo hinauftänzeln. Aber gut, der Mann ist Boxer, heißt Sven Ottke, der hat wahrscheinlich die Kraft dazu. Trotzdem. So ein Blödsinn, so seine Energie zu verschwenden. So wandert man doch nicht, denke ich, man muss doch den ganzen Fuß aufsetzen. Ich denke: Das macht die Plackerei, diese monotone Plackerei des Wanderns in so großer Höhe, dass ich jeden Gedanken zehnmals denken muss. Manchmal tauchen Erinnerungen auf, Bilder von Menschen oder Orten, aber ich verdränge sie gleich wieder, denn diese Gedanken lenken ab und rauben Energie, die ich brauche für den nächsten und den nächsten und den nächsten Schritt. Dann lieber Plattitüden. Ich denke: Wozu denken, es ist doch auch schön, einmal an nichts zu denken, ich denke jetzt einmal lieber nichts, lieber alle Energie für den Körper aufsparen, er braucht sie, der Kopf muss jetzt bitte mal ruhig sein. Und das ist schon die nächste Gedankenschleife.

Mein Gott, sind meine Füße kalt! Habe ich jemals so kalte Füße gehabt? Ich balle die Zehen zusammen, bei jedem Schritt, rechts, links, rechts, so müsste doch Blut hineingepumpt werden, sie müssten doch allmählich wärmer werden. Wenn ich nur schneller gehen könnte! Ein bisschen aufs Tempo drücken, das wäre es. Aber keine Chance, bei dieser dünnen Luft. Ich bin ja so schon völlig außer Atem – und das bei diesem Schleichtempo. Weil wir wie in Trance gehen, wie in Zeitlupe.



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

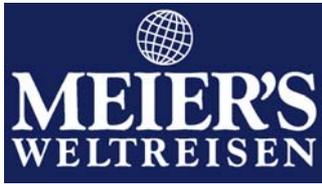
Nein, das Tempo ist schon richtig, bald sind wir auf 5.000 Metern, da sollte man langsam machen. Wie kalt mir ist! Ich habe alles angezogen, was ich habe, zwei Paar Socken, zwei Hosen, zwei Flauschpullover, Windjacke, Handschuhe, Mütze. Hätte nie gedacht, dass das nicht reicht.

Ich denke: Die letzten Stunden am Kilimandscharo sind wie ein langer, schwarzer Tunnel, in dem man ganz allein ist, allein mit seinem Keuchen und den eisigen Füßen und seinen Hirngespinsten. „Ich habe einen tierischen Ast“, sagt jetzt Ottke, der Satz hallt durch die Stille, „ich muss was essen.“ Er schnallt seinen Rucksack ab und holt einige Müslischnitten heraus und eine Flasche mit einem Energiegetränk. Dismas, unser Führer, der gerade zum 134. Mal den Kilimandscharo hinaufstapft, setzt sich auf einen Stein. Ich packe meine Thermoskanne aus, trinke einen Becher heißen Tee und esse einen Riegel Schokolade. Wie gut das tut! Als ginge in dem langen Tunnel plötzlich das Licht an.

Einige hundert Meter unter uns sind zwei Lichter zu erkennen. Das ist Paul Friedrich mit seinem Führer. Paul, der Reiseunternehmer, der die Tour organisiert hat, der sieben Journalisten und Ottke, den ehemaligen Box-Doppelweltmeister, dazu eingeladen hat. Ob Paul es schafft? Die Höhe setzte ihm mächtig zu, schon kurz nach dem Aufbruch auf 4.500 Metern blieb er zurück. Weiter oben bewegen sich mehrere Lichter, da gehen die restlichen fünf aus unserer Gruppe, zusammen mit ihren Führern. Sie sind zwei Stunden eher los als wir. Um 6 Uhr, wenn die Sonne aufgeht, sollen alle am Kraterrand zusammentreffen, auf 5.700 Metern, hat Honest, der Oberführer, ausgetüftelt.

Weitergehen. Weiter. Schritt. Für. Schritt. Silbriges Mondlicht, schwarze Lava, schmale Serpentin. Wieder hinein in den dunklen Tunnel, in dem es kalt und einsam ist und die Gedanken kreisen. Vor fünf Tagen sind wir am Machame Gate aufgebrochen, auf 1.800 Meter Höhe, in einem riesigen Durcheinander aus Gemüsekörben, Konservendosen, Eierpappen, Gaskartuschen, Zeltgestängen. Ganze Anhänger voller Essen und Ausrüstung wurden in Nylonsäcken verstaut, die sich die Träger auf die Schulter oder auf den Kopf hieften. 28 Träger, sieben Ober-, Unter- und Neben-Guides, ein Koch und ein Butler würden uns bei dieser Zelt-Safari begleiten, auf der Machame-Route, auch Whisky-Route genannt, weil sie exklusiver und schöner ist als die überlaufene Marangu- oder „Coca-Cola-Route“.

Vom Äquator in die Arktis. Am ersten Tag durch nebeligen, tropfnassen Regenwald. Kriechende Affen, lange Bärte an Baumriesen – graugrüne, meterlange Flechten. Bloß nicht ausrutschen auf dem schlammigen Weg! Am zweiten Tag durch eine Art Heidelandschaft. Krächzende Dohlen mit weißem Hals und schwarzen Schnäbeln. Und eine braun-schwarz gestreifte Maus. Dann das Hochmoor, aus dem feurig-rote Lilien zwischen Wacholdersträuchern und Erika hervorglühen.



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

Die ersten Lobelien und Senecien, Pflanzen wie aus dem Feenland, die nur am Kilimandscharo wachsen. Riesen-Lobelien, mit meterhohen Blüten, die wie Kerzen aus struppigem Blätterwerk emporragen, Riesen-Senecien, an deren schlankem Stamm sich ein Schopf ledriger Blätter auffächert, als wären sie zur Hälfte Kaktus, zur Hälfte Palme. Meist herrschte Nebel und einmal rief Ottke: „Geil, voll die Totenlandschaft!“ So verging der dritte Tag.

Am Morgen des vierten Tags, als alle noch schliefen, konnte man Schritte hören zwischen den Zelten. Es war Ottke, der nicht schlafen konnte und seinem Ärger darüber lautstark Luft machte. „Ich habe gefroren wie ein Schneider. Und ich habe wieder kein Auge zugetan. Seit vier Tagen haben wir nicht geduscht. Wenn es nach mir ginge, würden wir jetzt sofort hinauf zum Gipfel gehen.“ Es war Ottkes erste große Bergtour und ihm war nicht wirklich klar, auf was er sich einließ, als die Einladung von Paul kam. Der Ex-Boxer ist ein prima Kerl, er scherzt mit den Guides und abends beim Essen erzählt er lustige Geschichten, doch regelmäßig bricht in ihm der Einzelkämpfer durch, dann wird er ungeduldig und dann rennt er vorneweg und erreicht Stunden vor den anderen das nächste Camp. „Ich bin mehr der Cluburlauber“, hat er gesagt, „die Kälte, der Dreck, diese Strapazen beim Bergsteigen, dafür musst du geschaffen sein. Mein Ding ist es nicht.“ Dabei war dieser Morgen so schön. Ich öffnete das Zelt – und alles war weiß. Raureif bedeckte den Boden und die gelben Grasbüschel. Oben, ganz oben, glänzten die Gipfelgletscher des Kilimandscharo in der Morgensonne. Jetzt sah man den Berg in seiner ganzen Pracht, zum ersten Mal auf dieser Reise. Er thronte funkelnd wie ein Diamant im blauen Himmel. Dazu passt natürlich Ernest Hemingway, der die berühmtesten Sätze über diesen Berg geschrieben hat. Sie stehen in dem Buch „Schnee auf dem Kilimandscharo“ ganz am Ende, als der sterbende Held mit einem kleinen Flugzeug fortgebracht wird: „Dann begannen sie zu steigen, und sie schienen nach Osten zu fliegen, und dann wurde es dunkel, und sie waren in einem Gewitter, und der Regen war so dicht, dass es schien, als ob man durch einen Wasserfall fliege, und dann waren sie hindurch, und Compie wandte den Kopf und grinste und deutete vorwärts, und dort vor ihnen, so weit er sehen konnte, so weit wie die ganze Welt, groß, hoch und unvorstellbar weit in der Sonne, war der flache Gipfel des Kilimandscharo. Und dann wusste er, dorthin war es, wohin er ging.“

Es soll Leute geben, die allein wegen dieser Sätze beschlossen haben, den Kilimandscharo zu besteigen. Kennedy kam zu uns ans Zelt, der Butler, der immer aussah wie der Weihnachtsmann: roter Pullover, weißes Stirnband und eine blaue Schürze, auf der stand: „May I help you?“ Er brachte den Guten-Morgen-Tee, strahlte wie üblich und fragte mit sanfter Stimme: „Habt ihr gut geschlafen? Milchpulver? Zucker?“ Aus dem Küchenzelt drangen Choräle, es war Sonntag, die Träger feierten Gottesdienst, und wenn wir aus dem Zelt schauten, kniffen wir die Augen zusammen, so blendete der weiße Gipfel.

Manchmal schämten wir uns. Die armen Träger, die 25 Kilo den Berg hinaufschleppen, damit wir unseren Luxus haben. Dann dachten wir: Gut, dass es diese Jobs gibt, denn sie sind ordentlich bezahlt, fünf Dollar verdient hier oben jeder und pro Tag.



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

Dann fiel uns auf, was für ein absurder Gedanke das war, fünf Dollar, allein unsere Stirnlampen kosteten 35, und am Ende wussten wir gar nicht, was wir denken sollten, und schüttelten den Kopf über Tansania, eines der ärmsten Länder der Welt, wo die Menschen durchschnittlich 51 Jahre alt werden und 268 Dollar im Jahr verdienen.

An diesem vierten Tag erreichten wir zum ersten Mal jene Zone, wo alles Leben zum Stillstand kommt. Hier und da gab es noch Distelbüsche mit weißen, papierenen Blüten oder brüchiges, gelbes Gras, doch immer mehr schoben sich schwarze, leblose Lavafelder in den Vordergrund. Am fünften Tag verschwanden noch die letzten Flechten und Moose. Immer mehr glich der Kilimandscharo, der höchste frei stehende Berg der Erde, einem Schutthaufen.

Im feuchten, kalten, nebligen Barafu Camp, auf 4.600 Meter Höhe, am Abend des fünften Tags, rief uns der Ober-Guide zum abschließenden Briefing zusammen. Honest hatte uns erzählt, dass er zwei Söhne hat, von denen der erste Happiness hieß, der zweite Hans, nach einem seiner deutschen Gäste benannt. 175-mal, wussten wir, war Honest schon auf diesem afrikanischen Berg gewesen, noch zwei Jahre, dann wolle er aufhören, es sei nicht gut für die Gesundheit. Dann hoffe er, mit dem gesparten Geld einen Supermarkt zu eröffnen und Happiness und Hans zur Schule schicken zu können. „Ihr seid gut akklimatisiert“, sagte Honest, als sich alle in der Messe versammelt hatten, „ihr werdet es alle schaffen. Ich bin ganz sicher.“ Wir gingen schlafen, nachmittags um sechs, gespannt, wie alles werden würde. Und schälten uns schließlich, nach viel zu leichter Nachtruhe, aus den gemütlich warmen Schlafsäcken, zwangen Kekse und Tee in uns hinein und gingen los, traten hinaus in die schwarze Kälte, in den Tunnel dieser letzten Nacht.

Ich blicke auf die Uhr. Halb sechs. Noch immer ist es dunkel. Die Luft ist dünner und kälter geworden, wir gehen jetzt noch langsamer. Nicht lange, da wird der Boden fester und flacher und noch flacher, und dann sind wir am Rand des riesigen schwarzen Kraters. Just in diesem Augenblick – Welch geniale Planung, Honest! – geht unter uns die Sonne auf. Kaltes, glitzerndes Licht über weißen Wolken, den schönsten Wolken der Welt, die sacht wie Trockeneisnebel den Berg umspülen. Alle liegen sich jubelnd in den Armen, Gäste und Führer, und dann singen die Einheimischen ein Lied über den Kilimandscharo und wir alle klatschen und tanzen umeinander herum. Das ist vielleicht der schönste Augenblick der ganzen Reise. Bald sind wir eingehüllt in gleißenden Sonnenschein, der das Zittern aus den Knochen treibt und die Füße auftaut. Und dann gehen wir weiter. Eine Stunde ist es noch zum eigentlichen Gipfel. Der Pfad steigt kaum noch an, er führt in weitem Bogen um den Krater. Und dennoch schleichen wir, zeitlupenhaft und wie im Traum, und gleichsam traumhaft ist die Landschaft, die wir jetzt durchqueren: Schwarz und Weiß. Schwarz ist der Vulkansand, weiß sind die Gletscher. Blendend weiß. Und unter uns das Meer aus Wolken. Wir wandeln wie im Traum. Schließlich erreichen wir einen sanften Buckel, und würde da nicht ein hölzernes Schild aufgepflanzt stehen mit den Worten „You have reached the highest point of Africa“, wir hätten den Gipfel verpasst. Höhe 5.895 Meter!



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

Wir setzen uns, trinken, schießen Gipfelfotos oder schauen einfach in die Ferne. „Ein Horrortrip“, murmelt Ottke, „ich fühle mich wie ein alter Mann. Aber es ist wunderschön. Das Schönste, was ich je gesehen habe. Das würde ich jetzt gern meiner Frau zeigen.“ Andere Wanderer kommen, manche gehen aufrecht, andere schleppen sich mit letzter Kraft, mit bleichen, zugleich von der Sonne verbrannten Gesichtern. Einmal kommen Deutsche, erkennen Ottke und lassen sich mit ihm fotografieren.

Deutsche, die Deutsche treffen – auf einem Gipfel, der einmal deutsch war. Denn Hans Meyer aus Leipzig und Ludwig Purtscheller aus Salzburg waren die Ersten, die diesen Punkt betraten, am 6. Oktober 1889, und Meyer schrieb später: „Ich pflanzte auf dem verwitterten Lavagipfel mit dreimaligem, von Herrn Purtscheller kräftig sekundiertem 'Hurra' eine kleine, im Rucksack mitgetragene deutsche Fahne auf und rief frohlockend: Mit dem Recht des Erstersteigers taufe ich diese bisher unbekannte, namenlose Spitze des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer und deutscher Erde, Kaiser-Wilhelm-Spitze.“ Erst 1961 wurde sie umgetauft. Da entließ Großbritannien Tansania in die Unabhängigkeit und der Gipfel bekam umgehend einen neuen Namen: nämlich Uhuru Peak – „Freiheitsspitze“.

Sechs Stunden später, zurück im Barafu Camp, liege ich in meinem Schlafsack und versuche, mich so wenig wie möglich zu bewegen. Ich habe dröhnende Kopfschmerzen, die Folge der großen Höhe. Ich nehme erst noch ein Aspirin, dann mein Notizbuch und beginne zu schreiben: „Wir sind glücklich. Faltig sind wir, verquollen und blass. Wir sind stolz. Wir sind am Ende, aber wir sind so zufrieden. Wir haben Blessuren. Paul sitzt vor seinem Zelt und hustet schon seit einer halben Stunde. Lars ist so geschwächt, dass er am Ende getragen werden musste. Jetzt liegt er apathisch in seinem Zelt. Fuzzy kann kaum noch schlucken, so geschwollen ist sein Hals. Auch den anderen geht es nicht besonders. Trotzdem, was für ein Glück.“

Ich schaue auf. Das Camp ist eingehüllt in feuchte Wolken, Nebelfetzen jagen Richtung Gipfel, im Küchenzelt murmeln die Träger. Eine Stunde sollen wir uns ausruhen, dann steigen wir weiter ab, hinunter auf 3.000 Meter, hinein in die dicke, gesunde Luft. „Was für ein Glück“, schreibe ich noch einmal, „ich bin so glücklich, so glücklich. Wir haben den Drachen besiegt, wir haben in seinem Blut gebadet, wir sind jetzt unverwundbar. Zumindest für die nächsten Tage. Ich fühle mich frei.“ Und dann lege ich den Stift beiseite und versuche, noch ein wenig zu schlafen.

Copyright © Ariel Hauptmeier

2. Preis: Peter Richter

- Jahrgang 1973
- Kunstgeschichtsstudium in Hamburg
- Volontariat beim Deutschlandradio in Berlin und Köln
- Freie Mitarbeit bei SZ, Feuilleton und Reise
- Dann für kurze Zeit Redakteur bei der FAZ
- Jetzt freier Journalist, vorwiegend für Deutschlandradio und FAZ, besonders Sonntagszeitung, Schwerpunkt: Kunst, Architektur und Reise
- Außerdem 2004 Buch "Blühende Landschaften. eine Heimatkunde"



Die Gewinner des 1. Meridians: Peter Richter (links) und Tobias Rüter. Wegen Krankheit nicht auf dem Foto: Ariel Hauptmeier.

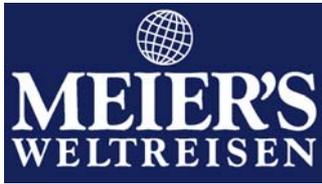
Unser Mann in Havanna

In Kuba kann man sich mit den besten Boxern der Welt herumschlagen. Ein Selbstversuch

Erschienen in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 10. Oktober 2004

Der Mann brüllte: "Un! Dos!" und "Swing!" Es klingt wie in der Tanzschule. Beim Salsakurs. Aber meine Beine sind zwei Säulen aus Blei. Ich biete das Urbild eines komplett ausgelagten Menschen. Außerdem trage ich eine Kunststoffschiene über der oberen Zahnreihe, die mir einen beträchtlichen Überbiß verleiht. Ich ähnele also, wenn überhaupt, eher dem ganz späten Freddy Mercury als dem jungen Ricky Martin. Der Mann, der "Un! Dos!" brüllt wie ein Animateur in einer Latino-Disko, dieser Mann verlangt aber auch gar nicht, daß ich tanze. Er verlangt etwas viel Anstrengenderes. Er verlangt, daß ich ihm eine reinhaue. Erst mit der Linken, dann mit der Rechten. Und dann noch einen Haken. Den, wenn er richtig sitzt, furchtbarsten aller Fausthiebe. So was nennen sie auf Kuba "Swing". Und das, was dabei unter Umständen rauskommt, den Knockout, schreiben sie auch gleich so, wie sich das mit ausgeschlagenen Zähnen spricht: "Nocao".

Der Mann ist übrigens Olympiasieger im Boxen. Und er will, daß ich ihn schlage. So hart und entschlossen das mit meinen müden deutschen Ärmchen unter diesen Umständen noch geht. Kuba dürfte das einzige Land auf der Erde sein, wo man als Tourist Boxolympiasieger schlagen darf. Allerdings hat Kuba davon ja auch mehr als irgendein anderes Land. In Athen haben sie gerade eben wieder fünfmal Gold geholt. Die Silber- und Bronzemedailien mag man schon gar nicht mehr mitzählen. Kuba ist seit Jahrzehnten unangefochten die erfolgreichste Boxnation der Welt. Mal ganz davon abgesehen, daß Kubaner, wenn sie boxen, oft tatsächlich so wirken, als würden sie in Wahrheit tanzen. Für unterlegene Gegner muß diese scheinbare Schwerelosigkeit demütigend sein.



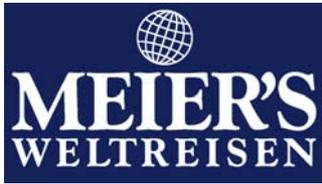
**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

Mit anderen Worten: Die Insel produziert traditionell nicht nur den besten Rum und die besten Zigarren, sondern auch die besten Boxer der Welt - nur daß diese im Gegensatz zu Rum und Zigarren vor ausländischen Interessenten streng unter Verschuß gehalten werden. Daß viele kubanische Boxer ihrerseits sehr gern Touristen trainieren würden, dies aber offiziell nicht dürfen, liegt beides an den sogenannten Verhältnissen. An den Verhältnissen im Spätherbst des karibischen Sozialismus.

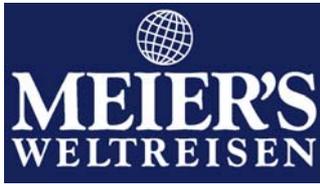
In einem andern Land

Die Geschichte, in der mit Namen und Adressen deshalb nicht direkt um sich geschmissen werden kann und in der vor dem Boxring erst einmal die Abgründe des kubanischen Fremdenverkehrs liegen, beginnt dementsprechend etwas konspirativ. Die Geschichte beginnt mit einem verschämten Zettel an der Tür eines Sportklubs im Nordosten Berlins. "Boxen in Havanna". Eine deutsche Handynummer. Ein Kontakt wird vermittelt. Eine Verabredung getroffen. Ein Flug gebucht. Handschuhe, Bandagen und Mundschutz bitte mitbringen, vor Ort gibt es das alles leider nicht zu kaufen. Antonio, der kubanische Mittelsmann, besitzt selbst auch nur ein sehr abgenutztes Paar Boxhandschuhe, die ihm mal ein Deutscher dagelassen hat. Durch die Ausländer, die er kennengelernt hat, ist für ihn immer wieder mal was abgefallen: ein bißchen Geld für kleine Dienstleistungen, ziemlich passable Deutschkenntnisse - und leider auch profunde Einblicke ins kubanische Justizwesen. Mit Ausländern erwischt zu werden ist demnach heute so ziemlich das Schlimmste, was sich ein Kubaner zuschulden kommen lassen kann. In einem Land, das fast völlig vom Tourismus lebt und gleichzeitig alle Privatkontakte mit Ausländern als potentielle Devisendelikte verfolgt, hat die Polizei eine ziemliche Menge zu tun. Aber sie nimmt ihre Aufgabe ernst. Der Straftatbestand nenne sich "Belästigung", und, nein, es helfe dann auch nichts, wenn der Tourist behauptet, daß vielmehr er den Kubaner belästigt habe. Alle Kubaner, mit denen ich später noch durch Havanna ziehen würde, sollten sich durch einen erstaunlich prometheischen Vorausblick auszeichnen, immer schon einen halben Kilometer im voraus erkennen, wenn irgendwo ein Polizist an der Ecke stehen sollte, und dann abrupt den Weg ändern. Auch eine Form, in Havanna Haken zu schlagen.

Und das schlimme ist, daß diese Paranoia sogar ein perfides Gegenstück auf seiten der Touristen hat, die wegen ihres Reichtums so aufreizend und wegen der Restriktionen so unnahbar wie verbotene Früchte in der Hauptstadt der Kubaner herumhängen und entsprechende Begehrlichkeiten wecken. Und die können so gewaltig werden, daß man den Belästigungsparagraphen in schwachen Momenten für gar keine so schlechte Idee hält. Und zwar immer dann, wenn man sich im Touristengetto der Altstadt oder am berühmten Malecón durch die Schwärme von Jineteros und Jineteras kämpfen muß, den sogenannten Jockeys, die alle mit ihren kleinen Geschäften den großen Tiger reiten wollen: selbstgemachten Havana Club verhökern oder zu Zigarren gerollte Bananenblätter oder die minderjährige Schwester, die sich von dem Geld die Eckzähne vergolden lassen will, denn vergoldete Eckzähne sind im Moment irre angesagt auf Kuba.



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**



„Meridian“ Preis für junge Reisejournalisten Die Gewinner 2004

Haben und Nichthaben

"My friend! Where you from?" Das ist Kubas neue Nationalhymne. Ein Massenchor. Ein Dauersound aus Geschnalze und zischenden Zudringlichkeiten, die einem den Blick nach innen krepeln, was in einer Stadt wie Havanna, wo es soviel zu sehen gibt, richtig tragisch ist; aber beim kleinsten Blickkontakt hat man verloren. Und wenn man fünf Leuten gleichzeitig erklären muß, daß man jetzt leider kein Interesse an "fucki-fucki" habe und auch nicht an Drogen oder Geldwechsel, dann kann man schon mal einen überforderten Eindruck machen und innerlich in Boxstellung gehen. Und dann legt einem plötzlich ausgerechnet der Geldwechsler tröstend die Hand auf die Schulter und sagt: "Du mußt keine Angst haben. Wir sind elf Millionen Kubaner. Und davon sind sechs Millionen bei der Polizei."

Man könnte sich natürlich in den Zitadellen des staatlich abgeschöpften Fremdenverkehrs verschanzen, in Hotels, die grundsätzlich sehr teuer und grundsätzlich sehr schäbig sind. Von den politischen Verhältnissen in Kuba bekäme man nur dann etwas mit, wenn gerade ein Hurrican drohte, Fidel Castro ins Fernsehstudio stürmte, dem Meteorologen das Mikro wegnähme und mehrere Stunden lang erklärte, wie das Wetter funktioniert. Man würde abends in staatlichen Folklorerestaurants neben italienische Sextouristen gesetzt und mit Salsa vollgefiedelt werden und hinterher in Reiseführer-Bars wie dem "El Floridita" an lieblos im Küchenmixer zusammenpürierten Daiquiris nuckeln. Der Bronze-Hemingway, den man dort an der Bar anhimmeln kann, ist aber vielleicht nur so etwas wie ein Finger, der auf den Mond zeigt - und wer da nur den Finger anglotzt, gilt ja auch als ein bißchen dämlich.

Wem der Gong schlägt

Ich habe keine Ahnung, von wem sich der Boxfan Hemingway damals beim Sparring die Augen blau schlagen lassen hat. Aber als wir unseren Olympiaboxer das erste Mal treffen, als dieser in der einen Hand ein Softeis trägt und mir die andere zur Begrüßung hinhält, als ich also dem für mich plötzlich sehr menschlich gewordenen Mythos des kubanischen Amateurboxens die Hand schütteln darf - da muß ich aus Versehen tatsächlich an Ry Cooder denken und wie der auf den Buena Vista Social Club stieß, sah, daß die Legende lebte, und am Ende sogar mitspielen durfte.

Schon der Trainingsraum, den wir nach ein paar Verhandlungen finden, ist gewissermaßen boxhistorischer Boden. In der Gegend von Marianao, einem Arbeitervorort Richtung Flughafen. Hier stand das Hipódromo Oriental Park, wo am 5. April 1915 Jack Jackson in der 26. (!) Runde von Jess Williard ausgeknockt wurde. Derselbe Jack Jackson, über dessen ersten großen Kampf Jack London als Reporter berichtet hatte, der erste schwarze Schwergewichts-Champion, der später noch einmal als Erfinder eines Schraubenschlüssels von sich reden machen sollte und dessen Fiasko in Havanna zum Freudenfest aller amerikanischen Rassisten wurde, die ihm nicht nur seinen Titel und seine Hautfarbe, sondern auch seine Ehen mit weißen Frauen derart übelgenommen hatten, daß sie Jess Williard zur "Great White Hope" hochjubelten. Als ob jemals wieder Weiße das Boxen dominieren könnten.



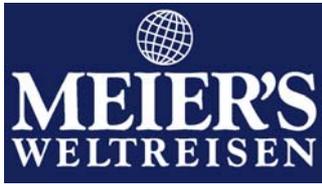
**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

Was das für ein Irrglaube war, hat den Amerikanern in der Folgezeit niemand so deutlich gemacht wie ausgerechnet ein spillriger Kubaner namens Eligio Sardiñas, der so schwarz war, daß sie ihn "Kid Chocolate" nannten - und der so erfolgreich wurde, daß Amerikas Snob-Society ihn hofieren mußte. In dem großartigen Buch "Kid Chocolate - el boxeo soy yo" gibt es deshalb neben einer Auflistung seiner Weltmeistertitel auch eine Übersichtstafel mit einer Auswahl seiner Frauen. Allesamt schneeweiße Luxusgeschöpfe. Kid Chocolate, der in den dreißiger Jahren als bestangezogener Mann der Welt galt, blieb nach der Revolution in Kuba. Aus dem Dandy des Preisprügelns wurde der Urvater des kubanischen Amateurboxens, das seine schnelle, tänzerische Beinarbeit regelrecht zum Stilmittel ausgebaut hat.

Aber auch die sozialistischen Boxer waren meistens schwarz und kamen aus ganz kleinen Verhältnissen. Wie Teófilo Stevenson, den Alcides Sagarra, der "Weltmeister der Boxtrainer" (F. Castro), 1972 in München zum Weltstar machte. Oder wie Félix Savón, der Stevensons Nachfolger war und einen fast genauso tragischen Abstieg erlebte: Stevenson legte einem vermeintlichen Liebhaber seiner Frau eine Bombe unters Auto, und Savón soll seit Karriereende schlimm dem Alkohol verfallen sein. Heute werden in Marianao gelegentlich wieder illegale Preisboxkämpfe ausgetragen, erzählt Antonio. Dann kommen dicke, sonstwie reichgewordene Bauern in großen Fünfziger-Jahre-Cadillacs mit ihrer ganzen Familie angefahren, schicken die Kinder zum Spielen und die Frauen zum Quatschen und setzen 500 Dollar auf ehemalige Boxer der Nationalauswahl, die sich hier was zum Überleben dazuverdienen. Seit dem Zusammenbruch des Ostblocks und dem Anbruch der kubanischen Dauerkrise ist auch im Boxen der Sozialismus wieder zur schäbigeren Variante des Kapitalismus geworden. Sogar auf der sagenumwobenen Trainingsfinca der Nationalstaffel soll inzwischen bedenklich der Putz bröckeln, es gebe nicht genug Handschuhe für alle, und statt Sandsäcken hängen manchmal einfach alte Autoreifen von der Decke.

Und nicht viel anders sieht das auch in unserem Trainingsraum aus; man fühlt sich allein durch das Ambiente den großen Namen gleich ein bißchen näher. Und so ein bißchen Empathie hilft enorm, um das Training durchzustehen. Denn das ist ja im Grunde nichts anderes als eine Aneinanderreihung von Demütigungen. Bei den klimatischen Verhältnissen in Kuba ist man nach dem Aufwärmen nicht warm, sondern überhitzt. Und nach einer halben Stunde ist man praktisch schon am Ende. Es ist bitter, wenn deine Schläge so lahm werden, daß dir der andere die Hand wegpatschen kann wie einem Kind, das nach der Zuckerdose gelangt hat. Als es meinen linken Arm vor Erschöpfung irgendwann so stur nach unten zieht, als hinge ein Einkaufsbeutel mit Konserven dran, tröste ich mich damit, daß Kid Chocolate seine Linke auch oft einfach baumeln lassen hat. Allerdings hat der das durch seine Beine wettgemacht.

Schnelle Beine, geschmeidiges Wegducken, gezieltes Zuschlagen - das ist, in genau dieser Reihenfolge, der kubanische Stil. Im Vergleich zu manchen Kneipenschlägern im Profiboxen wirken die kubanischen Amateure dadurch manchmal ein bißchen defensiv.



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

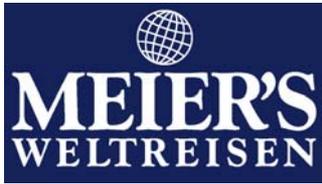
Das heißt aber nicht, daß sie unbedingt friedliebender wären. Stevenson hatte etliche Gegner schon mit der schwachen Führhand erledigt, mit der man normalerweise die wirklichen Killerschläge nur vorbereitet. Und Savóns schnellster Sieg hat nur 13 Sekunden gedauert, wovon alleine zehn für das Auszählen draufgingen.

Da meine Beine, wie eingangs erwähnt, leider Blei sind, und meine Hüfte so sturmfest unbeweglich wie eine deutsche Eiche, trainieren wir vorsichtshalber nicht das K.-o.-Schlagen, sondern das K.-o.-Geschlagenwerden. Den nocao. Ich muß um meine eigene Achse kreiseln, bis mir schwindlig wird, bis meine Arme von der Schwerkraft nach oben gezogen werden, bis ich aussehe wie ein Kettenkarussell mit zwei Gondeln. Als ich aufhören darf, weiß ich nicht mehr, wo oben und unten ist. Ich torkle wie ein Betrunkener und sehe nicht mehr nur einen Mann, der "Un!, Dos!" und "Swing" brüllt, sondern sieben bis acht. Swing ist seitdem das brutalste Wort, das ich kenne. Nach ein paar hundert Swings habe ich das Gefühl, meine linke Faust ist bis auf die Knochen durchgewetzt. Gut so. Savón hatte zum Schluß auch völlig lädierte Hände, verknorpelte Kapseln und so.

Boxen ist ein großartiger Sport, der manchmal ein bißchen weh tut; ein einsamer Marsch an die Grenzen der eigenen Möglichkeiten - und ein erhabenes Erlebnis: man kann sich sehr nackt, allein und auf sich selbst zurückgeworfen dabei fühlen.

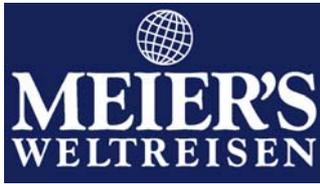
Wenn du an den Punkt gelangst, wo du dich am liebsten aufgeben würdest, mußt du erst recht durchstarten, aushalten, bis es vorbei ist; dann darfst du an der nächsten Straßenecke einen Pru trinken, einen eiskalten Reissaft, der dich wieder aufmöbelt, und anschließend mit einem erstaunlichen Glücksgefühl den Turnbeutel schultern: nicht nur befriedigt, sondern regelrecht befriedet.

So läuft das jeden Tag. Nur am Wochenende nicht. Am Wochenende fahren wir zum Training raus an den Strand, an die Playas del Este. Havanna selber hat ja keinen Strand. Braucht auch keinen. Wenn es nur um das Baden geht, kann man auch im Stadtzentrum problemlos überall ins Meer springen, das so hellblau und durchsichtig gegen den Malecón schweppert wie ein frisch eingelassenes Duschbad. Frühere Generationen haben deshalb eine große, quadratische Badewanne in das Ufergestein geschnitten, die von den kubanischen Halbstarke heute noch für Kopfsprünge und Arschbomben genutzt wird. In Deutschland würde sofort jemand einschreiten und vor Badeunfällen warnen. In Kuba passieren die Unfälle eher auf dem Weg zum Baden, nämlich auf der desolaten Autobahn zu den Stränden im Osten, die ein eindrucksvoller Unfallschwerpunkt ist. Ladas, in deren ausgedehnten Karosserien nur noch die zum Fahren absolut unablässige Technik verblieben ist, überholen mit letzter Kraft und zur Not auch rechts herum die asthmatisch vor sich hin fauchenden Busse und Lkw; hin und wieder muß man den am Wegesrand wie große tropische Käfer liegengelassenen Chevrolets aus den frühen Fünfzigern ausweichen, die mögli



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

cherweise nicht ohne Grund auf den typischen Havanna-Postkarten grundsätzlich im ruhenden Zustand abgebildet werden.



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

Und die einzigen Motorradfahrer, die einen Helm tragen, sind die Polizisten. Die tun das aber vor allem zu dem Zweck, Highway-Cops aus amerikanischen Filmen zu gleichen. Sie tragen eine weiße Schale auf dem Kopf, eine spiegelnde Fliegersonnenbrille, eine dunkelblaue Uniform und knarrende Schaftstiefel; auf die Stiefel sind sie besonders stolz, nicht wenige betonen sie noch durch einen aufwendig o-beinigen Gang, und einige haben sogar kleine Ketten drangemacht, die wie Sporen aussehen und den Eindruck nahelegen, sie seien nicht auf einer Yamaha Virago hierhergeritten, sondern auf einem Pferd. Die mit den Motorrädern sind eindeutig die coolsten Polizisten Kubas, und man weiß nie genau, ob sie sich so drohend an der Straße aufbauen, um Raser abzuschrecken oder um sich bewundern zu lassen.

Für mich als Ausländer hat die starke Polizeipräsenz auf der Straße zu den Stränden in erster Linie zur Folge, daß ich von der Landschaft wenig sehe, weil ich mich mit der Schirmmütze tief im Gesicht in den Fond eines kubanischen Privatautos ducken muß, dessen Fahrer die Angst vor der Polizei mit extra lauten Salsa-Heulern aus dem Kassettenteil überdröhnt. Denn noch wichtiger als der Schutz der Kubaner vor dem Verkehr ist auch hier im Zweifel der vor dem Verkehr mit Ausländern.

Andererseits ist gute Bewachung aber immer auch der Grundbestandteil eines Paradieses, und die Playas del Este sind ganz eindeutig das, was in Reiseprospekten üblicherweise paradiesisch genannt wird. Und ganz am Ende, in Guanabo, da sind sie es ganz besonders: völlig zu Recht so genannte Traumstrände, an denen man sich einen schönen Tag machen könnte. Aber ganz bestimmt keinen Sport. Dann ist das Paradies nämlich leider die Hölle. Übungen im Sand kräftigen (wie mein Trainer meint) beziehungsweise entkräften (wie ich finde) gleich noch mal doppelt. Die Nationalmannschaft trainiere auch oft am Strand.

Nach einer halben Stunde Sprints und Liegestützen in der satten 45-Grad-Sonne höre ich das süße Wort: Sombra. Sombra heißt Schatten. Ich lege mich dankbar unter eine Palme, habe aber leider falsch gedacht. Sombra bedeutet in diesem Falle Schattenboxen. Für Laien: Es ist auf Dauer wesentlich anstrengender, die Luft zu verprügeln als einen Menschen. Man macht auch eine wesentlich albernere Figur dabei, ganz besonders an einem Strand. Und irgendwann wird man richtig wütend auf die Kinder, die beim Gaffen und Lachen provozierend an Eistüten lecken. Infolge der großen äußeren und inneren Erhitzung bekommt mein Kopf allmählich eine Farbe, die ihn als Ballon für den Wahlkampf der SPD interessant machen könnte. Als ich ihn dann endlich ins Meerwasser tauchen darf, habe ich für einen Moment eine Sehnsucht, die beim Baden in der Karibik vielleicht etwas pervers klingt: Sehnsucht nach der fiesen kalten Ostsee.



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

Nachher sitzen wir, weil schließlich Wochenende ist, mit einem Bier unter der Palme; und Antonio erzählt die Geschichte von Romero, dem Mulatten, der zwar mit einem unschönen Körper, aber dafür mit einem ganz erstaunlichen Gemächt ausgestattet war und deshalb immer in unmittelbarer Nähe blonder Touristinnen sein knappes Badehöschen wechselte - so lange, bis ihn eine davon nach Schweden mitnahm.

Das bleibt nicht aus, daß man auf solche Themen kommt, wenn erhitzte Männer beim Bier auf einen Strand schauen; und wenn der Blick über ein Meer geht, das neunzig Meilen weiter an Florida anbrandet, dann kreist das Gespräch ganz automatisch irgendwann um die Verzweifelten, die jedes Jahr auf Gummireifen rausrudern, bis sie von Fluchthelfern aus Miami eingesammelt werden, oder von der kubanischen Küstenwache oder von den Haien. Wir reden von dem Baseballstar Duque Hernández, der auf einem Floß abgehauen ist und jetzt in den Vereinigten Staaten als Profi sein Geld verdient, und von den Boxern, die bei internationalen Wettkämpfen vor den amerikanischen Promotern mit einer ähnlichen Aufmerksamkeit bewacht werden wie die britischen Kronjuwelen vor Dieben. Denn nicht alle sind so li-nientreu wie Félix "Profis sind schlecht für den Weltfrieden" Savón.

Ich frage, warum eigentlich nicht noch viel mehr versuchen, sich abzusetzen und ihre entsa-gungsreiche Amateurlaufbahn mit ein paar Jahren als Profi im Westen zu vergolden, auch wenn wahrscheinlich die Welt des Profiboxens wie kaum ein anderes Milieu alle Prawda-Klischees eines brutalen, ausbeuterischen und semikriminellen Kapitalismus erfüllt.

Fidel Castro oder Don King - das ist für einen Boxer aber trotzdem mehr als nur die Frage, ob die wirren Haare unten aus dem Kopf seines Diktators herauswachsen oder oben. Mein Olympiasieger spricht von Dingen wie Heimat, Familie, Freunden. Er liebe sein Land, sagt er, und es klingt sehr ernst. Er habe allerdings damals, als er zum letzten Mal im Ausland kämpfen durfte und noch ein gefeierter Nationalheld war, nicht geahnt, wie erbärmlich die Lebensumstände sein würden, die ihn nach dem Karriereende erwarten. Kuba ist heute ein Land, in dem man wieder hungrige, bettelnde Kinder in den Straßen sehen kann.

Zu allem Überfluß haben die Vereinigten Staaten in diesem Jahr auch noch ihr Embargo verschärft. Exilkubaner dürfen ihren Verwandten auf der Insel weniger Geld zukommen las-sen denn je. Es ist, als ob ein angeschlagenes Land jetzt allmählich ausgezahlt werden soll, aber das Regime macht nicht den Eindruck, als wäre es deshalb bereit, das Handtuch zu werfen. Die Kubaner müssen weiterkämpfen, einen harten, zähen Überlebenskampf, bei dem das Training für interessierte Touristen durchaus eine Hilfe sein könnte, wenn es er-laubt wäre. Wenn der Boxer redliches Geld verdienen dürfte mit dem, was er gelernt hat. Der Nationalheld, der zum Schluß fragt, ob ich ihm vielleicht meine nach drei Wochen Swings ziemlich durchgetanzten Sportschuhe dalassen könnte.

Copyright © Peter Richter



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

3. Preis: Tobias Rüter

- Jahrgang 1973
- Studium der Germanistik und Geschichte in Berlin und St. Louis
- Redakteursausbildung an der Hamburger Journalistenschule/Henri-Nannen-Schule
- seit 2002 freier Journalist, vor allem bei der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung
- seit Oktober 2003 Pauschalist der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, Redaktion Berlin, Ressort Reise
- seit Februar 2004 redaktionelle Mitarbeit beim Kunstmagazin "Monopol", inzwischen als Textchef

Lost in Aviation

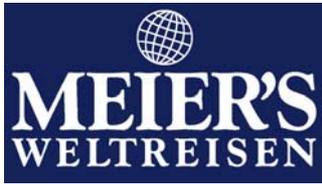
Achtzehn Stunden und ein paar zerquetschte: Von New York nach Singapur auf dem längsten Langstreckenflug der Welt

Erschienen in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 18. Juli 2004

Der Kapitän war ein echter Gentleman und trug seine spitzen Koteletten graumeliert. Er stand aufrecht im Kabinengang und zeigte auf die Routenkarten, sprach von angenehmen und unangenehmen Winden und davon, daß wir heute nacht nicht den Nordpol überqueren könnten, weil es dort jetzt einfach zu stark bliese. Deshalb flögen wir nun wieder zurück: Von New York über den Atlantik zwischen Island und den Britischen Inseln hindurch Richtung Europa und dann nach Rußland und in die Unendlichkeit dahinter. Über achtzehn Stunden an Bord eines Airbus 340-500, von Newark am Hudson zum Changi Airport in Singapur, auf dem längsten Langstreckenflug der Welt: 8600 nautische Meilen, 160 000 Liter Kerosin, vier Rolls-Royce-Turbinen, zwei Nächte und ein Sonnenaufgang.

Eigentlich hatten wir geplant, die Welt zu umrunden. Von Frankfurt sollte die Reise nach New York über den Nordpol nach Singapur und wieder nach Frankfurt gehen. Also in knapp vierzig Stunden einmal um die Erde. Jetzt überflogen wir leider nur die Nordsee, nicht den Nordpol. Es wäre dort rein gar nichts zu sehen gewesen, tröstete uns später ein anderer Kapitän von Singapore Airlines, Herr S. L. Leong, der geheimnisvollerweise seine Initialen nicht preisgeben mochte. Rein gar nichts, sagte er, "nur Eis, alles weiß". Captain S. L. Leong hatte das weiße Eis gerade erst mit eigenen Augen gesehen. Er war der Pilot des allerersten offiziellen Langstreckenflugs zwischen Singapur und New York gewesen, vor vier Wochen, als die Winde mitspielten und er mit ihnen im Rücken sein Flugzeug über den Pol befördern konnte.

Seit dem 28. Juni verkehrt Singapore Airlines ohne Halt zwischen Newark und Changi Airport. Wer mit uns nonstop fliegt, verspricht die Airline, spart bis zu vier Stunden. Er verliert allerdings auch einen ganzen Tag, startet beispielsweise am Dienstag abend und landet am Donnerstag morgen.



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

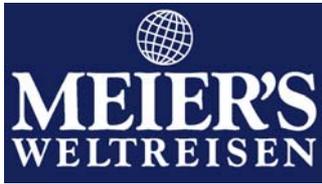
Der Mittwoch löst sich in Luft auf. Das Uhrvertrauen wird schwer erschüttert. So eine Weltumrundung ist offenbar nur um den Preis des Zeitgefühls zu haben. Das war schon die Pointe bei Jules Verne gewesen, dessen Globetrotter Phileas Fogg seine Wette verloren glaubt, bis ihm dämmert, daß er beim Wandern durch die Zeitzonen der Erde in achtzig Tagen 24 Stunden geschenkt bekam. Singapore Airlines nimmt einem dagegen einen Tag weg. Was nicht weiter stört, wenn es ein so verregneter Tag ist wie der eine in New York oder der andere in Singapur, die wir zwischen den Abflügen mit festem Boden unter den Füßen verbrachten.

Auf der ganzen Welt und nicht nur in Deutschland scheint derzeit Monsun zu herrschen. Manhattan warf sich einem wie ein nasser Lappen an den Hals. Die Sonne stach, die Luft stand feucht. Vor dem Metropolitan Museum an der 5th Avenue saßen die Leute in eingeweichten Jeans, die bei der kleinsten Bewegung quietschten, auf den warmen Treppenstufen und seufzten, um dann im nächsten Moment, als Regentropfen so groß wie das Ritz vom Himmel fielen, panisch ins Museum zu stürzen. Öffneten sich ab und an die Türen zum Metropolitan, entwich kalter Hauch, eine kühle, künstliche Brise, die guttat. Ohne Klimaanlage ist ein Sommer in New York kaum zu schaffen.

Das gilt auch für Singapur, dort aber ganzjährig. Der Weg von einem Ort zum anderen wird hier in sweating distance gemessen. Singapur ist allerdings kein nasser Lappen, sondern ein Schwitzkasten. Wenn es dann auch noch regnet, und es regnete in einem fort an unserem Donnerstag in Singapur, will man gar nicht mehr vor die Tür. Es gibt Menschen, die über diese rundum klimatisierte Stadt schimpfen, weil es sich nicht gehöre, die Tropen einfach auszusperren. Doch viel schwerer wiegt in Singapur die Frage der Garderobe. Vor allem, wenn man auf den Spuren eines englischen Gentleman die Welt umrundet, der zwar nicht gerade im Flanellanzug, doch wohl auch nicht kurzärmelig auf die teure Orchard Road getreten wäre. Ein Glück, daß es Regenschirme gibt. Sie verleihen einen Rest von Eleganz, auch im Polohemd.

Eine Weltumrundung im Flugzeug ist ein dekadentes Unternehmen. Singapore Airlines hat auf dem Langstreckenflug von New York nach Singapur eine Bar eingerichtet für die Gäste der Economy Class, die ohnehin weitaus komfortabler untergebracht sind als auf anderen Linien. Man hält sich an einer Reling fest, schaut aus den kleinen Fenstern in die Wolken und bestellt sich Getränke. Die Bar in der Business Class, die hier Raffles Class heißt, ist etwas kleiner. Eine Erste Klasse gibt es an Bord des Airbus 340-500 nicht. Sonst fehlt es, so scheint es, an gar nichts.

Denn dieser Flug ist auch deshalb so dekadent, weil er Wünsche stillt, die auf der Erde erst gar nicht geweckt worden wären. Wer ißt schon dreimal warm in achtzehn Stunden?



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

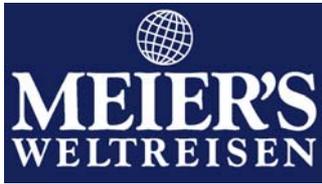
Wer trinkt drei Glas Champagner, sechs Tassen Darjeeling, zwei Gin Tonic, vier Glas Chardonnay und einen Liter Wasser an einem gewöhnlichen Mittwoch - oder wie dieser Tag heißt, der uns zwischen Dienstag und Donnerstag verlorenging? Wer schaut vier Spielfilme, liest fünf Zeitungen aus drei Ländern und den "New Yorker"?

Wären da nicht die blauen Bordsocken, die aus gestandenen Geschäftsleuten Ballettänzer machen, man fühlte sich wie im Grandhotel. Oder wie im Himmel. Tatsächlich ist man im Himmel. Schaut man aus dem Fenster, auf den angeknabberten Mond über Manhattan oder in die pastellfarbenen Wolken über Kasachstan, wird denn auch das ganze Beiwerk zweit-rangig. Der Zauber des Fliegens entfaltet letztlich sich nicht durch die Hummervorspeise oder eine Filmauswahl wie im Multiplexkino. Es ist der Blick aus dem Fenster. Über die Tragflächen geht er hinaus in die Ferne.

Gelegentlich bringen einem die Stewards und Stewardessen feuchtheiße Tücher an den Platz, wohl um daran zu erinnern, was man in New York zurückgelassen hat (und was einen in Singapur erwartet). Man ist zwischen gestern und morgen unterwegs, hat eine Auszeit genommen und treibt in ihr dahin. Als das Flugzeug über New York aufsteigt, verschlägt einem die funkelnde Stadt den Atem. Als das Flugzeug in Singapur aufsetzt, beschlägt der Dunst die Scheiben. Über den Stunden dazwischen liegt ein Schleier. Halb Wachen, halb Schlaf.

"Ehrlich gesagt", hat der Stilkritiker Tyler Brûlé gerade eben über diesen längsten Langstreckenflug der Welt geschrieben, "kann ich in ungefähr jedem Sitz, jeder Klasse, jedem Flugzeug sitzen und das Bewußtsein verlieren - ohne fremde Hilfe." Ein Apparat wie das "SpaceBed", das Singapore Airlines in die Raffles Class montiert hat, beschleunigt das Verfahren für die weniger schlafbegabten Passagiere aber doch ein wenig: Auf Knopfdruck sinkt die Rückenlehne ab, fährt sich die Fußbank aus, hebt sich der Sitz an, schiebt sich das Polster ins Kreuz. Es fühlt sich an wie eine Thai-Massage, nur ohne Ellenbogencheck. Ganz flach läßt sich das "SpaceBed" aber nicht ausfahren. Es bleiben acht Prozent Steigung. Nichts beschreibt die Akribie von Singapore Airlines besser: Sie können einem sogar sagen, wie schräg man schläft.

Nach achtzehn Stunden, elf Minuten und zehn Sekunden - soviel zur Akribie der mitreisenden Luftfahrtfreunde - setzt der Airbus in Singapur auf. Das Startgewicht der Maschine betrug 359 Tonnen, jetzt sind es nur noch 204, Kerosin sei noch für eine weitere Stunde Flug übrig, sagt der graumelierte Kapitän mit den spitzen Koteletten, er heißt Gordon Sutherland und hat lang im britischen Militär gedient. Kapitän Sutherland fühlt sich gut. Er habe zwei Pausen eingelegt und alles in allem sieben Stunden geschlafen. Am Heck des Flugzeugs, eine kleine Leiter hinab, ist seine Kabine untergebracht, nichts für Platzängstliche. Je nach den Winden schaffen wir diesen Flug auch in siebzehneinhalb Stunden, sagt der Kapitän, diesmal hätten die Dispatcher am Boden eine sehr nördliche Route gewählt und ein paar Abkürzungen über Rußland.



**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**

"Sie nehmen immer die billigste Variante", erklärt er noch, errechnet nach Winden und nautischen Meilen. Dann zeigt Kapitän Sutherland uns einen schmalen Streifen Papier, darauf hatte er seine Grußworte an die Passagiere notiert - es ist sein allererster offizieller Langstreckenflug auf dieser Route gewesen.

Unserer auch. Und so ganz von dieser Welt fühlt sich das nicht an: leicht zerquetscht trotz "SpaceBed" (acht Prozent Steigung), derangiert und ungelüftet. Sechs Uhr früh in Singapur, es ist diesig, vor den Augen und dahinter. Unter begrünten Brücken hindurch geht die Busfahrt zum Hotel über leere Straßen, zwischen den Palmen taucht manchmal das Meer auf, milchig wie alles an diesem Morgen. Die Schiffe stehen an für die Einfahrt in den Hafen. Im Hotel, gleich um die Ecke von der Orchard Road, ist die Lobby im Geiste des Feng Shui entworfen, eine hölzerne Showtreppe führt ins Restaurant im Zwischengeschoß, sie soll das Geld hineinziehen und nicht mehr hinauslassen.

Wir nehmen den Aufzug zu den Zimmern. Dann hinauf zum Club, nach einer langen Dusche und einem Minutenschlaf auf kühlen Laken, während CNN Asia läuft und der Regen vor den beschlagenen Fenstern prasselt. Wenigstens einen Espresso trinken, an Frühstück ist nicht zu denken. Der Lift gehorcht nur der Zimmerkarte. Er rauscht, zückt man sie nicht schnell genug, erst einmal nach unten, fängt sich dann und kehrt um. Die "Grand Club Lounge" im 21. Stock ist wunderschön, klar und geordnet, also das Gegenteil des Gastes. Der nimmt einen Espresso und den Aufzug zurück zum achten Stock. Ist es überhaupt der achte Stock? Oder vielleicht der elfte wie im anderen Hyatt in New York?

Die Tür zu 1142 läßt sich nicht öffnen. Er klopft, ein Zimmermädchen öffnet und schaut ihn fragend an. Er sagt, er müsse jetzt dringend etwas im Zimmer deponieren, dann könne sie weiterputzen, ob das möglich sei? Sie spricht Singlisch, er taumelt an ihr vorbei und wundert sich über die bunten Kleider und den häßlichen Hartschalenkoffer auf dem Bett. "Where are my clothes?" fragt der Gast entgeistert, und sie antwortet: "Chinese man livin' here." Wer er ist, weiß er nicht mehr so genau, ein Chinese aber auf keinen Fall.

Die Tür zu 842 läßt sich öffnen. Er setzt sich auf sein zerwühltes Bett und starrt vor sich hin. Seine Armbanduhr zeigt eine verlorene Zeit. Verschwunden in den Wolken, verstrichen über Kontinenten. Vergangen wie im Flug.

Copyright © Tobias Rüther

**„Meridian“
Preis für junge Reisejournalisten
Die Gewinner 2004**



Anlässlich der Preisverleihung am 11.3.2005 in Berlin:
Maria Anna Hälker, Dumont Reiseverlag (Jury), Peter Richter (2. Platz), Knut Teske, Journalistenschule
Axel Springer (Jury), Tobias Rüter (3. Platz), Michael Frese, Geschäftsführer Meier's Weltreisen. We-
gen Krankheit nicht anwesend: Ariel Hauptmeier.